

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-24672-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

*Vielleicht ist dies nicht die Welt,
aber mit ein, zwei kleinen Änderungen
könnte sie es sein.*

THOMAS PYNCHON

Als ich geboren wurde
Als die Tage Glück waren
Als das Leben zerrann
Als der Tod zu mir kam

Für Ingrid Kolb und Hermann Peter Piwitt

Als ich damals am Tatort ankam und sah, was geschehen war, bereute ich zum ersten Mal, Polizist geworden zu sein. Niemand, der in der Kirchnerstraße war, wird den Anblick jemals wieder vergessen. Es gab hartgesotene Kollegen, die mir erzählten, dass sie noch Jahre später nachts aus dem Schlaf aufschreckten und das Bild der Toten vor sich sahen. Es war der Abend eines heißen Tages Anfang August 1966, als wir in das Haus in der Frankfurter Innenstadt gerufen wurden. In der Wohnung im dritten Stock hatte man die Leiche einer Frau entdeckt. Es stellte sich heraus, dass es sich bei dem Opfer um Karin Niebergall handelte, die aber in Wirklichkeit Karin Rosenherz hieß. Ihr Körper und ihr Hals waren mit Stichwunden übersät. Offensichtlich hatte es einen Kampf gegeben. Überall in der Wohnung fanden wir Blutspuren, an der Tapete, auf den Teppichen, im Bett, an der Kleidung. Karin Rosenherz war – wie man damals sagte – eine stadtbekannte Lebedame. Und natürlich brach sofort die Hölle über uns herein. Alle dachten an den Nitribitt-Mord, der neun Jahre zuvor geschehen war. Die Ähnlichkeiten waren nicht zu übersehen – das mondäne Auftreten der Rosenherz, ihr weißer Mercedes, die gehobene Kundschaft. Aus der gesamten Republik reisten die Reporter an. Sie quartierten sich in den umliegenden Hotels ein, versuchten Kolleginnen, Verwandte und Freunde des Opfers aufzuspüren. Und wie schon im Fall Nitribitt warf man uns auch bei Karin Rosenherz vor, wir hätten nicht ordentlich ermittelt, wir hätten Prominente geschont, hätten Verdächtige gedeckt und Unterlagen verschwinden lassen. Aber all das sind haltlose Unterstellungen. Wir haben den Fall nicht gelöst, das ist wahr. Aber glauben Sie mir, niemand leidet darunter mehr als meine Kollegen und ich selbst.

Aus einem Zeitungsgespräch mit dem Frankfurter
Kriminaloberrat Herbert M. anlässlich seiner Verab-
scheidung
aus dem Polizeidienst im Februar 1992

Erster Teil

Zwei

Als sich Fausto Albanelli am frühen Morgen des 4. August 1966 auf den Weg zur Arbeit machte und an der Wohnung seiner Nachbarin vorbeikam, hielt er einen Moment inne. Die Tür war nur angelehnt, doch als er nun anklopfte und den Namen der Frau rief, meldete sich niemand.

«Signora Niebergall», rief er noch einmal, nun schon etwas lauter, aber auch diesmal erhielt er keine Antwort. Er drückte auf den Klingelknopf und erschrak vor dem schrillen Geräusch, das er verursacht hatte. Albanelli überlegte, ob er einfach hineingehen und nach dem Rechten sehen sollte, dann schaute er auf die Uhr und merkte, dass er schon jetzt viel zu spät dran war. Eilig lief er die Treppen hinab, stieß die Tür zur Straße auf und hatte, als er kaum zwei Minuten später den *Frankfurter Hof* erreichte, jenes große Hotel, wo er seit gut einem Jahr als Zimmerkellner arbeitete, seine Nachbarin schon wieder vergessen.

Fausto Albanelli war zwanzig Jahre alt und kam, wie die beiden anderen jungen Männer, mit denen er sich die Dachwohnung in der Frankfurter Kirchnerstraße teilte, aus Pietrabruna, einem kleinen Ort in den Bergen Liguriens.

Es war sein Freund Guido, der ihn Stunden später, als sie alle gemeinsam im Aufenthaltsraum saßen und ihr Mittagessen zu sich nahmen, wieder an den Vorfall erinnerte.

«Bei deinem Fräulein stand die Tür offen», sagte er, «vielleicht hat sie dich erwartet.»

«Sie ist nicht mein Fräulein», erwiderte Fausto, «und sie hat mich nicht erwartet.»

«Aber du warst schon mal bei ihr und willst nicht drüber reden, das ist verdächtig genug. Warum willst du eigentlich nicht drüber reden?», fragte Dario.

«Weil es lustiger ist, wenn ihr euch eure Gedanken macht.»

«Ich habe neulich mit Paola am Telefon darüber geredet; sie fand es jedenfalls gar nicht lustig.»

Fausto, der gerade seine Gabel mit einer Ladung Makkaroni zum Mund führte, hielt mitten in der Bewegung inne: «Du hast ... mit Paola ...?»

«Natürlich», sagte Dario. «Auch ich bin mit ihr befreundet. Sie soll schließlich wissen, was für ein Strolch ihr Zukünftiger ist. Ich musste ihr die Wahrheit sagen. Dafür sind Freunde da.»

Seit zwei Jahren waren Fausto und Paola ein Paar. Die junge Frau stammte aus demselben Dorf wie er, arbeitete inzwischen als Kindergärtnerin in Imperia und lebte somit neunhundert Kilometer von ihrem Geliebten entfernt, worüber dieser allabendlich klagte. Die beiden hatten sich am Tag vor seiner Abreise verlobt, wechselten seitdem regelmäßig Briefe und beteuerten auch bei den seltenen, aber jedes Mal viel zu teuren Telefonaten, wie sehr sie einander vermissten.

Fausto legte seine Gabel nieder, stand langsam auf, beugte sich über den Tisch und packte Dario am Kragen. Erst als er das breite Grinsen auf Guidos Gesicht sah, merkte er, dass er einem Scherz seiner Freunde aufgesessen war. «Na, wisst ihr ...», stammelte er, «nein, wirklich.»

«Also? Was ist nun? Was wolltest du bei Signora Niebergall?»

«Sie hat mich gebeten, drei Bilder an die Wand zu hängen. Dann hat sie mir eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen angeboten.»

«Und du hast angenommen?»

«Ja, warum nicht?»

«Aber Paola hast du davon natürlich nichts erzählt.»

«Nein, verdammt, ihr wisst doch, wie eifersüchtig sie sein kann.»

«Das ist alles?»

«Nein. Ich habe ihr mal den Stecker ihres elektrischen Damenrasierers repariert und einmal, als ich sie zufällig in der Stadt getroffen habe, eine Cola mit ihr getrunken. Seid ihr jetzt zufrieden?»

«Und was ist mit der kleinen Mariele?», fragte Guido mit Blick auf die große Uhr, die über der Tür hing.

«Was hat Mariele damit zu tun?»

«Sie wartet bestimmt, dass du ihr das Mittagessen aufs Zimmer bringst.»

Mariele war ein elfjähriges Mädchen, das einmal im Monat mit seinen Großeltern aus Westfalen für ein paar Tage in den *Frankfurter Hof* kam. Die Kleine saß im Rollstuhl, hatte sich gleich bei ihrem ersten Aufenthalt mit Fausto Albanelli angefreundet und bestand seitdem darauf, ausschließlich von ihm bedient zu werden.

«Verdammt», sagte Fausto, «das habe ich völlig vergessen.» Er stand auf, schob seinen Teller zur Seite und eilte zur Tür. «Gut, dass ihr mich daran erinnert.»

«Keine Ursache», sagte Dario. «Wir räumen auch noch dein Geschirr weg. Dafür sind Freunde da.»

Gegen sechzehn Uhr am Nachmittag desselben Tages war der Arbeitstag der drei jungen Italiener beendet. Während Dario und Guido sich vor dem Ausgang des Hotels eilig verabschiedeten, weil sie sich im Bahnhofskino einen Western von Sergio Leone anschauen wollten, machte sich Fausto direkt auf den Heimweg. Er öffnete die Haustür, nahm im Treppenflur immer zwei Stufen auf einmal, hielt aber schon auf dem ersten Absatz inne und lief noch einmal nach unten, um nachzuschauen,

ob Post von seiner Verlobten gekommen war. Ein wenig enttäuscht schloss er den leeren Briefkasten wieder und machte sich erneut an den Aufstieg, im Kopf nun schon ein paar scherzhafte Ermahnungen an Paola formulierend, die er aber sogleich mit zahlreichen Liebesschwüren abmildern würde.

Als er im dritten Stock an der Wohnung von Karin Niebergall vorbeikam, sah er, dass die Tür noch immer offen stand. Seine Beunruhigung vom Morgen wich nun der Gewissheit, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Wieder klopfte er an, wieder rief er den Namen seiner Nachbarin, wieder meldete sich niemand.

Das Innere der Wohnung war dunkel. Mit der Fußspitze schob er die Tür ein wenig weiter auf, machte einen Schritt nach vorne und drückte auf den Schalter für die Dielenlampe.

Nichts. Es blieb dunkel. Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern: «Signora Niebergall, sind Sie zu Hause? Geht es Ihnen gut?»

Es war, als habe er Angst, das Unglück, das hier geschehen sein mochte, durch seine Stimme erst hervorzurufen.

«Ihr Licht ist kaputt? Soll ich nachschauen?»

Er ging einen Meter weiter, dann sah er den Fleck an der Wand. Sofort war er sicher, dass es sich um Blut handelte. Auch auf dem Boden waren dunkle Flecken zu sehen. Fausto Albanelli schloss die Augen und wich mit pochendem Herzen zurück bis zur Wohnungstür.

Er wollte gerade den Hausflur wieder betreten, als er das Geräusch von Schritten hörte. Mit angehaltenem Atem blieb er stehen. Jemand kam die Treppe herauf, ein Schlüssel klapperte, in einer der unteren Etagen wurde eine Tür geöffnet und gleich darauf wieder geschlossen.

Dann war es still.

Eilig huschte der junge Mann aus Karin Niebergalls Wohnung, lief so leise er es vermochte bis ins Dachgeschoss, vermied dabei, auf die knarrende vorletzte Stufe zu treten, und atmete erleichtert auf, als er endlich in seinem Zimmer saß und überlegen konnte, was zu tun war.

Jedenfalls würde er nicht zur Polizei gehen. Obwohl er selbst noch keine Erfahrungen mit deutschen Polizisten gemacht hatte, war immer wieder zu hören, dass man als «Spaghetti» schlecht behandelt wurde. Außerdem musste er an die Ermahnungen seiner Patentante denken, jener legendären Faustina, einer stattlichen Frau, von der es hieß, sie habe als Partisanin im Kampf gegen die Deutschen wahre Wundertaten vollbracht. So wurde erzählt, dass sie noch in den letzten Tagen des Krieges einen deutschen Offizier, der ihr auf unschickliche Weise nahe gekommen war, zu Tode gebracht habe, indem sie ihn zunächst betrunken gemacht und sich dann auf das Gesicht des Soldaten gesetzt habe und so lange sitzen geblieben sei, bis der schwächliche Unhold aufgehört habe zu zappeln und schließlich auch zu atmen.

Es war eine jener Geschichten, wie sie auf allen Dorf- und Familienfesten ein ums andere Mal erzählt und bei jeder Wiederholung weiter ausgeschmückt wurden, bis die Heranwachsenden, die ihnen eben noch mit heißen Ohren zugehört hatten, schließlich die Augen verdrehten und das Weite suchten.

Dass er nach Frankfurt gehen würde, hatte er seiner Tante erst einen Tag vor der Abreise gestanden. Nie vergessen würde er Faustinas Rede über das Wesen der Deutschen, vor denen sich zu hüten er ihr hoch und sogar heilig hatte versprechen müssen. Die «Crucchi», so hatte sie mit erhobenem Zeigefinger gepredigt, seien ebenso verschlagen wie kulturlos, sie könnten nicht kochen, hätten keine Lebensart, seien mal unterwürfig wie

geschlagene Hunde, würden einem aber gleich darauf, ohne mit der Wimper zu zucken, die Kehle durchbeißen. Ja, darin sei dem dicken Churchill zuzustimmen: Entweder habe man die Deutschen zu Füßen oder man habe sie am Hals. Er, Fausto, solle zusehen, ihnen aus dem Weg zu gehen, vor allem dann, wenn sie Uniformen trügen oder Beamte seien, er solle sich mit keiner deutschen Frau einlassen, solle darauf achten, genug Pasta zu essen, nach einem schweren Essen einen Amaro nicht zu verschmähen, seine Mutter zu ehren und seine Madrina nicht ganz zu vergessen. Dann hatte sie ihn an ihre Brust gepresst, eine Träne verdrückt und war ohne ein weiteres Wort gegangen.

Was man allerdings machen sollte, wenn man als italienischer Zimmerkellner in Frankfurt lebte und einen Blutfleck hinter der offenen Wohnungstür seiner deutschen Nachbarin entdeckt hatte, davon war in Faustinas Anweisungen nicht die Rede gewesen.

Weder würde er zurückgehen, um Karin Niebergalls Wohnung genauer zu inspizieren, noch würde er jemanden aus der Nachbarschaft alarmieren, er würde keinen Arzt benachrichtigen, und schon gar nicht würde er die Polizei rufen. Er würde einfach warten, bis seine Freunde aus dem Kino kamen, um dann gemeinsam mit ihnen zu beratschlagen.

Aber mit jeder Minute, die er tatenlos verstreichen ließ, wuchs seine Nervosität. Und obwohl er ein reines Gewissen hatte, wurde das Gefühl, sich schuldig zu machen, immer stärker. Jetzt, da er auf Dario und Guido wartete, schien die Zeit nur im Schneckentempo vergehen zu wollen. Er zwang sich, nicht allzu oft auf die Uhr zu schauen, tat es dann aber doch wieder und sah enttäuscht, dass seit dem letzten Mal gerade zwei Minuten vergangen waren.

Um sich abzulenken, begann Fausto Albanelli den geplanten Brief an seine Verlobte zu schreiben. Dreimal setzte er an, dreimal zerriss er das Blatt wieder, bis er schließlich aufgab und stattdessen anfang, das wenige Geschirr abzuwaschen, das noch vom Frühstück auf der Spüle stand. Als das Radio lief, konnte er sich weder auf die Musik noch auf die Beiträge konzentrieren. Schließlich ging er ins Badezimmer, zog sich aus und legte sich in die Wanne.

Er versuchte, an Paola zu denken, er versuchte, an seine Eltern zu denken, und er versuchte, an Mariele zu denken, aber immer wieder schweiften seine Gedanken ab und landeten bei dem Fleck an Karin Niebergalls Wand.

Schließlich traf er eine Entscheidung, die ihm so ungeheuerlich wie unausweichlich schien. Er würde nicht warten, bis der Film, den sich Guido und Dario anschauten, zu Ende war. Er würde zum Bahnhof gehen und verlangen, dass man seine Freunde aus dem Kino holte.

In dem Kassenhäuschen saß ein älterer Mann über seiner Zeitung und rauchte. Er blickte nicht einmal auf, als Fausto direkt vor ihm stand und vorsichtig gegen die Scheibe pochte.

«Film läuft schon», sagte der Kassierer, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. «Nächste Vorstellung um neun.»

«Ich weiß», sagte der junge Mann, «aber meine Freunde sind drin. Sie müssen ihnen Bescheid sagen, dass sie rauskommen.»

Langsam blätterte der Alte seine Zeitung um. «Ich muss gar nix. Ich muss sterben», sagte er.

«Hören Sie, es ist wichtig. Es ist wirklich jemand gestorben, es geht um einen Todesfall.»

Der Kassierer schiefte. Er ließ endlose Sekunden vergehen, dann drückte er sorgfältig seine Zigarette aus. Endlich blickte er Fausto an. «Nix gibt's. Hätt ich ja viel zu tun, wenn ich jedes Mal den Film stören wollte, wenn jemand gestorben ist.»

Dann begriff Fausto Albanelli. Er zog sein Portemonnaie hervor, nahm ein Zweimarkstück heraus und schob es unter der Scheibe hindurch.

Der Alte wackelte eine Weile mit dem Kopf, als sei er unschlüssig, wie er auf diese neuerliche Unverschämtheit des Störenfrieds reagieren solle, ließ dann aber die Münze mit einer raschen Bewegung verschwinden und erhob sich umständlich von seinem Stuhl. Als er sein Kassenhäuschen verlassen hatte, gab er dem Jungen einen Wink, ihm zu folgen. Während Fausto vor Ungeduld zappelte, schlurfte der Kassierer mit schwerfälligen Schritten vor ihm her in Richtung der steilen Treppe, die zum Kinosaal führte. Alle zwei, drei Stufen blieb er stehen, um zu verschnaufen.

Als er die Tür erreicht hatte, drehte er sich zu Fausto um, schaute ihn aus feuchten Augen an und begann zu kichern: «So was Blödes», sagte er, «ein Todesfall. Hat man so was Blödes schon mal gehört. Die Namen?»

«Dario und Guido.»

«Was?»

«Dario und Guido», wiederholte Fausto. «So heißen meine Freunde.»

Mit offenem Mund starrte ihn der Kassierer an, dann schüttelte er wieder den Kopf. «Itaker!», sagte er. «Glaubt man's denn. Ich störe wegen zwei Itakern die Vorstellung.»

Keine halbe Stunde später standen die drei Freunde, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand, im Treppenhaus der Kirchnerstraße 2 vor der dunklen Wohnung

Karin Niebergalls. Sie schauten einander unschlüssig an, bis Fausto kurz nickte und vorging.

Während seine Freunde in der Diele warteten, öffnete er die Tür, von der er wusste, dass sich dahinter das Wohnzimmer der Nachbarin befand, schaute sich kurz um, konnte aber nichts Auffälliges entdecken.

«Leer», sagte er flüsternd und ging zum nächsten Raum.

Er hatte ihn kaum betreten, als er mit seinem rechten Fuß gegen einen weichen Gegenstand stieß. Er ging in die Hocke, leuchtete mit seiner Kerze den Boden ab, sah etwas, das wie ein Büschel Haare aussah, und erkannte, dass es sich um eine Perücke handelte. Nicht weit davon lag eine Weinflasche, die auf dem Teppich ausgelaufen war.

Er wandte sich zu den beiden anderen um, die hinter ihm im Türrahmen standen.

«Ich glaube, hier ist es», sagte er mit belegter Stimme.

Dario und Guido kamen näher. Zu dritt standen sie nebeneinander und hielten ihre Kerzen in die Höhe. Auf dem Boden lagen herausgerissene Schubladen, verstreute Papiere und Kleidungsstücke.

Fast gleichzeitig sahen sie im schwachen, flackernden Licht die Beine der Frau, die zwischen dem Bett und einem Sessel hervorschauten.

Fausto atmete durch, dann ging er ein paar Schritte weiter, bis er neben dem zerwühlten Himmelbett stand.

«O, dio», sagte er, als er den zusammengekrümmten Körper Karin Niebergalls auf dem Boden liegen sah.

Dario machte einen Schritt nach vorne, aber im selben Moment wandte Fausto sich um und breitete die Arme aus. Sein Gesicht war bleich: «Mein Gott, nein», stammelte er. «Bleibt, wo ihr seid. Das ... das wollt ihr nicht sehen.»